Predigt zum 3. Sonntag nach Ostern A 2020

Lesung: Apostelgeschichte 2,14.22b-33

Evangelium: Johannes 21,1-14

1 Danach offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias, und er offenbarte sich in folgender Weise.
2 Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus, Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen.
3 Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.
4 Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.
5 Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr keinen Fisch zu essen? Sie antworteten ihm: Nein.
6 Er aber sagte zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas finden. Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es.
7 Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See.
8 Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot - sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen - und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her.
9 Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen.
10 Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt!
11 Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land. Es war mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht.
12 Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und esst! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu befragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war.
13 Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch.
14 Dies war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern offenbarte, seit er von den Toten auferstanden war.

Dieses österliche Evangelium ist meine Lieblingsstelle in den Evangelien. Wenn ich es lese, habe ich sofort Bilder von meinen Reisen nach Mexiko, Indonesien und ins Heilige Land vor Augen.

In Mexiko durfte ich an der Pazifikküste in einem Dorf Fischer beobachten, in Indonesien auf der Insel Tello 5 Kilometer unterhalb des Äquators, wo ich meinen Freund Pater Heinrich besuchte, dasselbe Bild im indischen Ozean. Abends fuhren die Fischer mit ihren Booten ein Stück weit auf das Meer hinaus. Ich sah ihre Lampen leuchten, mit denen sie die Fische anlockten und dann, wie sie am Morgen mit ihrem Fang zurück an den Strand kamen. Hier wurden sie schon erwartet von den Kindern und ihren Frauen, die den Fische in Empfang nahmen, ausnahmen und dann zum Kauf anboten.

Für viele Menschen ist das auch heute noch Alltag. Sie leben vom Fischfang und solange ist es noch nicht her, da gab es auch in Spellen noch Fischer, die im Rhein Lachse, Aale und Maifisch fingen. Erst die

Verschmutzung des Rheins machte dem in den 1950er Jahren ein Ende. Auf unserem Friedhof ist au dem Grabmal einer dieser Fischerfamilien eine Bronze, die unser Evangelium zeigt.

Ich kann mir gut vorstellen, wie es damals am See Genezareth war, dem galiläischem Meer. Hierhin sollten die Jünger gehen (Mt 28,7+10; Mk 16,7), hier sollten sie IHN, den Auferstandenen sehen, hier wo alles seinen Anfang genommen hatte.

Von diesen Begegnungen erfahren wir merkwürdiger Weise wenig in den Evangelien. Markus schweigt ganz, Matthäus konzentriert alles „Auf einem hohen Berg in Galiläa“ (Mt 16,16ff) und Lukas lässt alle Begegnungen um und in Jerusalem geschehen. Dass da mehr geschehen ist, es offenbar viele Begegnungen gegeben hat, deutet aber selbst Lukas zu Beginn seiner Apostelgeschichte an : „Vierzig Tage hindurch ist ER ihnen erschienen und hat vom Reich Gottes gesprochen.“(Apg 1,3).
Es scheint, diese Begegnungen hatten etwas „Unaussprechliches“, etwas, was die Jüngerinnen und Jünger kaum ins Wort bringen konnten.
Die einzige Ausnahme, die von diesen Begegnungen mit dem auferstandenen Jesus in Galiläa erzählt, findet sich ausgerechnet im Nachtrag des Johannesevangeliums, dem sonst die Inhalte wichtiger sind, als die äußeren Umstände. Auch darum ist mir diese Stelle besonders lieb, weil sie die Schwierigkeiten der Jünger nicht verschweigt, den Auferstandenen zu erkennen.

Schauen wir uns diese Stelle einmal genau an.
Petrus und sechs andere Jünger sind zusammen am Strand des Seels Genezareth. Zwei davon werden nicht namentlich genannt. Einer davon, so wird im Laufe der Erzählung klar, ist „der Jünger, den Jesus liebte“. Der andere namenlose Jünger, bleibt anonym, und ist quasi eine „Leerstelle“, jemand, mit dem wir eingeladen sind uns zu identifizieren. Er ist die Einladung an uns, an diesem Abend am Ufer des Sees dabei zu sein.

Wenn nun Simon Petrus die anderen einlädt: „Ich gehe fischen“, dann klingt auch bei uns das Wort Jesu an „Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“ Das ist der Kern des Jüngerseins: Menschen für die Sache Jesu, das Reich Gottes zu gewinnen. Aber, wie machen wir das?

Unser Alltag ist ja meist von ganz anderen Sachen bestimmt, als der Verkündigung des Evangeliums. Wir müssen unser „Täglich Brot“ verdienen, unserer Arbeit nachgehen, uns um unsere Kinder und Angehörigen kümmern, ja dafür sorgen, dass der „Laden“ läuft. Gerade in diesen Tagen der Coronakrise spüren wir das, dass LKWfahrer, Verkäuferinnen, Feuerwehrleute, Pflegekräfte nicht nur einen Job machen, der sie ernährt, sondern auch „systemrelevant“ sind. Eine Gesellschaft nur aus Missionaren und Pastören würde zusammenbrechen. Nur abzuwarten, auf eine Begegnung mit dem Auferstandenen zu hoffen, ging offenbar auch schon damals nicht in den vierzig Tagen zwischen Ostern und Himmelfahrt.

Paulus formuliert das knallhart an die Adresse derer, die zu seiner Zeit nur auf die baldige Wiederkunft Christi warteten und deshalb meinten, die Hände in den Schoß legen zu können: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ (2. Thess 3,10). Was Petrus und die anderen Jünger also tun, ist christlicher Alltag: sein Brot zu verdienen, in dem man arbeitet und dafür sorgt, dass andere was auf den Tisch bekommen. Dieser Alltag aber hat auch seine Tücken. „Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.“ – Wer kennt das nicht? Wieder ist ein Tag rum, man ist kaputt, hat aber das Gefühl nichts erreicht zu haben. Gerade heute, wo viele nicht an ihren Arbeitsplatz kommen und zuhause sich beschäftigen müssen, ist das etwas, was viele, wie ich vermute, kennen.

Wenn man dann nach Hause kommt und gleich wieder mit Erwartungen konfrontiert wird, wie: „Kinder, habt ihr nicht einen Happen zu essen?“, wie es wohl wörtlich zu übersetzen ist, was die Jünger da von dem Mann am Ufer hören - dann steigert das wohl nochmals den Frust. Gemeint war wohl der Beifang, die kleinen Fische, die man nicht verkaufen konnte, die die Fischer an die Armen und Bettler verschenkten. Aber selbst die kleinen Fische schienen in dieser Nacht den Jüngern nicht ins Netz gegangen zu sein.

Ihre Antwort ist dann auch äußerst knapp, vielleicht auch etwas gereizt: „Nein.“ – was wohl heißen soll, weder gibt es ein Frühstück für uns, noch für dich.

Eigentlich könnte die Erzählung hier zu Ende sein. Die Jünger stehen mit leeren Netzen, alle mit leeren Händen da. Als „professioneller“ Menschenfischer geht es mir als Pastor oft auch so und ich denke, auch alle, die sich als Christen als Menschenfischer verstehen, kennen das: Wir haben uns eingesetzt, engagiert, alle Mühe gegeben, aber der Erfolg unseres Abrackerns ist gleich Null.
„Erfolg ist keiner der Namen GOTTES“ sagt der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber und hat sicher recht, aber wenn der Erfolg, die Resonanz ganz ausbleibt, ist es auch frustrierend und lässt einen fragen, ob man auf das richtige Pferd gesetzt hat oder – passend zum Evangelium – im richtigen Boot sitzt.

Nun ist aber unsere Erzählung noch nicht zu Ende und das ist für mich das eigentlich Wunderbare, dass die enttäuschten und erschöpften Jünger sich auf das einlassen, was der, der da am Ufer ihnen rät oder um was er sie bittet, tun: „Werft das Netzt auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet finden“ heißt es da wörtlich.
Wollten sie ihm einen Gefallen tun oder ihm nur beweisen, dass es heute wirklich keinen Zweck hat zu fischen? Wir wissen nicht, was ihre Motivation war, aber sie gehen auf seinen Vorschlag ein und machen eine überraschende Erfahrung: „sie konnten das Netzt nicht einholen, so voller Fischer war es.“
Dafür gibt es vielleicht natürliche Erklärungen, wie die, dass warme Quellen, wie die in Tabgha in der Nähe von Kapharnaum an manchen Stellen in den See münden, die die Fische anlocken. Was aber viel entscheidender ist: der Impuls, das Ungewöhnliche zu tun, gegen alle Erfahrungen zu handeln, kommt von außen! Kommt von dem, den erst jetzt der, den Jesus liebte, als den „HERRN“ erkennt. Dass sich Petrus nun sein Obergewand überwirft, weil er nackt war, soll wohl deutlich machen, in IHM erkennt er GOTT und vor GOTT kann man nicht nackt erscheinen. Es ist nichts anderes als das Bekenntnis des Thomas: „Mein HERR und mein GOTT.“

Was sagt mir das? Es sind vor allem zwei Punkte. Zum einen: Ist es nicht so, dass wir in der Kirche und in den Gemeinden oft nur das tun, was wir gewohnt sind zu tun? Selbst, wenn wir damit keinen Erfolg haben, halten wir oft mit einer erstaunlichen Zähigkeit daran fest. Ich meine nun nicht, dass alles, was uns geraten wird, auch gleich das Richtige ist. Aber ich frage mich schon, ob unser Handeln als Gemeinde und Kirche nicht viel stärker seinen Ausgang vom Hören her nehmen müsste. Jesus lädt uns ein, die Zeichen der Zeit zu deuten, aber viel zu oft nehmen wir uns gar nicht die Zeit, diese Zeichen in Ruhe anzuschauen und danach zu fragen, was GOTT uns dadurch sagen will. Wir sind immer schon am Machen, statt beim Hören auf das, was der GEIST Gottes uns sagt. Ein Bischof aus Ghana, der vor einigen Jahren Weihbischof Ostermann bei Besuchen in die Gemeinden begleitete, wurde von diesem gefragt, wie er die deutsche Kirche erlebte. Seine Antwort lautete: „Allways action – no time for reflection. – Immer Aktion – keine Zeit für Reflexion.“ Wir – so glaube ich – werden die Erfahrungen dieser Zeit der Coronakrise auch genau daraufhin anschauen und befragen müssen, welche Impulse GOTT durch sie uns geben will.

Zum anderen braucht es offenbar Menschen, die selbst einem Petrus darauf aufmerksam machen: „Es ist der HERR“. Es braucht Menschen, die den Mut haben, auf das Wirken GOTTES in unserer Welt hinzuweisen. JESUS ist bei uns, aber immer als der, der verborgen unter uns ist. Es braucht Menschen, die andere auf diese verborgene Gegenwart aufmerksam machen. Auch dazu braucht es Reflexion, Nachdenklichkeit, um zu erkennen, wo und wie ER unter uns wirkt. Vielleicht kommen wir ja dazu, uns dafür mehr Zeit zu nehmen. Vielleicht sind Exerzitien, Zeiten der Besinnung und des stillen Gebetes doch wichtiger als Pfarrfeste und Sitzungen.

Was mich dann zum Schluss dieser Erzählung sehr tröstet, ist eigentlich nur eine Kleinigkeit: „Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot.“ Mir sagt das: Für uns ist gesorgt! Ob wir erfolgreich waren, ob unsere Netze voll oder leer blieben, all das spielt keine Rolle, der Auferstandene weiß, was wir brauchen und ER hat es für uns schon bereitet: Fisch und Brot. Unser Hunger wird gestillt werden, so oder so.

Bleibt vielleicht noch eine Frage, nämlich die nach den 153 großen Fischen, die das Netz füllen, aber nicht zerreißen. Mir gefällt die Deutung am besten, dass es sich hier um Zahlensymbolik handelt. Zählt man alle Zahlen von 1 bis 17 zusammen, kommt man auf 153. 1, 17 und 153 sind Primzahlen, die nur durch sich selbst teilbar sind. Die 17 ist in der Tradition dieser Zahlensymbolik die Gotteszahl. So wollen die 153 großen Fische wohl besagen, dass GOTT immer in dem verborgen ist, was wir mit unseren Augen sehen.
Das auch heute zu erkennen, ist unsere Aufgabe.

Pastor Wilhelm Kolks